

Verehrt wie ein Popstar

Elektro Der Technoproduzent Paul Kalkbrenner lässt die Schleyerhalle tanzen.

Um es gleich zu sagen: es hat funktioniert. Ein Mann macht Musik am Mischpult, und die ganze große Schleyerhalle tanzt. Wer oft Popkonzerte besucht, mag irritiert gewesen sein über eine solche Veranstaltung an einem solchen Ort. Doch Paul Kalkbrenner ist der populärste deutsche Technoproduzent und Liveact. Wenn er, inzwischen ein Star, dort oben auf der Bühne steht, wo sonst eine Kapelle musiziert, verschwimmen die Grenzen zwischen Popkonzert und klassischem DJ-Set.

Was dort eine Vorband ist, ist hier das Warm-up von Kalkbrenners Bruder Fritz. Dann gibt es eine Umbaupause. Schließlich erscheint Paul unter frenetischem Applaus. Er grinst, winkt und lässt sich feiern wie eine Fußballmannschaft. Als er den Beat einsetzt, tanzt sofort die Masse und himmelt ihn an. Drei Stunden geht das so. Irgendwann verlässt er seine Kanzel. Umziehpause. Sein rotes Shirt tauscht er gegen ein weißes Fußballtrikot. Wieder Jubel. Kalkbrenner sagt nichts, grinst nur. Man muss unweigerlich an den Satz „God is a DJ“ denken.

Zur elektronischen Tanzmusik macht man eigentlich die Augen zu, spürt die Bässe im Bauch und lässt sich tragen. Aber in der Schleyerhalle gibt es auch Platzkarten, und ein paar sitzen wie bei einem Festival in „PK“-Shirts auf den Schultern ihrer Begleiter. Nur: Was gibt's zu gucken? Einen zappelnden 34-Jährigen, der an den Reglern zupft und an seiner Zigarette zieht. Man sieht, dass er hirnt und schwitzt. Dass Musikmachen Arbeit ist. Aber sonst?

Zum Schluss schreien alle „Zugabe“. Endlich spielt Kalkbrenner „Sky and Sand“, die Hymne, die ja einen Text hat, sich also mitsingen lässt, und das eingängige „Aaron“ aus dem Film „Berlin Calling“. Noch mal werden wir daran erinnert: diese Einmannshow ist fast wie ein ganz normales Popkonzert. *cle*

// Bilder vom Konzert unter
<http://stzlinx.de/paule>

Legenden und Wahrheiten

Jazz Jonas Hellborg und Ginger Baker zeigen im Bix, dass sie ihren Zenit überschritten haben.

Ein erwartungsvolles Publikum hatte sich im ausverkauften Bix eingefunden, um – wie zur Begrüßung durch den Veranstalter formuliert – eine lebende Legende der Rockgeschichte zu bestaunen. Ginger Baker trommelte einst bei Cream, Blind Faith und Airforce, lebte in Nigeria und jamte dort mit Fela Kuti, danach auch mit Peter Brötzmann, PIL oder Gary Moore. Wenige Rock-Schlagzeuger dürften Ginger Baker an Innovationskraft das Wasser reichen, wenngleich er seit Ende der 70er Jahre keinen Trends mehr hinterherläuft und auch keine mehr setzt.

Baker ist Jahrgang 1939, und im Bix war nicht zu überhören und -sehen, dass hier ein Musiker den Zenit seiner Karriere überschritten hat. Auch der schwedische Bassist Jonas Hellborg hat bereits vor drei Jahren seinen 50. Geburtstag gefeiert und geht längst nicht mehr als Wunderknabe durch. Unterstützt wurden die beiden Musiker durch den versierten Regi Wooten an der Gitarre und den spielfreudigen Perkussionisten Dodo Abass.

Ungewöhnlich indes fiel die Dramaturgie des Abends aus. Hellborg eröffnete solo mit einer subtilen Interpretation von „Goodbye Pork Pie Hat“, nach und nach kamen die anderen hinzu, und nachdem Ginger Baker, mit „Ginger Baker!“-Rufen begrüßt, bei zwei Stücken durch elegante Zurückhaltung gegläntzt hatte, war das erste Set bereits Geschichte. Der zweite Teil des Abends begann mit einem Perkussionsolo von Abass, dem sich dann Baker zugesellte. Viertelstündige Perkussionsdarbietungen sind selten geworden; jetzt ahnte man, warum das wohl so ist. Anschließend übernahm wieder Hellborg das Kommando, reichte Stück an Stück mit dem Bass als Leadinstrument ausgedehnter Improvisationen, die allesamt ihre virtuoseren Momente hatten, doch auch recht beliebig vor sich hin mäanderten. Insgesamt verlief das Konzert routiniert, aber wenig zwingend. Was Ginger Baker wohl auch selbst merkte, als er auf sein fortgeschrittenes Alter aufmerksam machte und konstatierte, sein Bestes zu geben. Immerhin regte der Abend dazu an, sich Gedanken über die eigene Altersversorgung zu machen. *ukr*

Aus Alt mach Neu – eine Rochade!

Konzert Zur Eröffnung des 13. Enjoy Jazz Festivals in Heidelberg wagt sich der Trompeter Erik Truffaz an einen Meilenstein der Musik heran. Mit seinem Quartett und der Sängerin Anna Aaron bringt er Miles Davis' „Bitches Brew“ auf die Bühne. *Von Ulrich Kriest*

Spannung lag in der Luft, als am Sonntagabend im Heidelberger Schloss die diesjährige Ausgabe des Enjoy Jazz Festivals eröffnet wurde. Als musikalischer Gast hatte der Trompeter Erik Truffaz ein exklusives Konzert angekündigt: eine Hommage an Miles Davis' Meilensteinalbum des elektrischen Jazz „Bitches Brew“. Allerdings dargeboten von Truffaz' regulärem Quartett, ergänzt um die Sängerin Anna Aaron.

Hommage bedeutet nicht notwendig werktreue Rekonstruktion, schließlich verfügte Miles Davis 1969/70 im Gegensatz zu Truffaz zusätzlich über die Klangfarben des Saxofonisten Wayne Shorter, des Bassklarinettisten Bennie Maupin und des Gitarristen John McLaughlin, um sein faszinierendes Gebräu aus Funk, Groove und Noise zu mischen. Zudem ist „Bitches Brew“, das Original, nicht live im Studio, sondern am Schneidetisch des Produzenten Teo Macero entstanden, zusammengeschnitten und verdichtet aus unterschiedlichen Sessions. Ein weites Feld der Miles-Davis-Philologie. . .

Folglich tat Truffaz gut daran, gar nicht erst zu versuchen, „Bitches Brew“ live zu reinszenieren, sondern lieber davon zu erzählen, was ihm sein erklärtes Vorbild Miles Davis heute noch zu sagen hat. Truffaz – und darin ist er Davis durchaus ähnlich – hat sich im Laufe seiner Karriere nie festlegen lassen, sondern seine Vorstellung von Elektro Jazz in immer neue Zusammenhänge gestellt, hat mit Drum & Bass, Hip-Hop, elektronischer Musik und Sängern experimentiert.

So wurde das Eröffnungskonzert 2011 in zwei sehr unterschiedliche Sets aufgesplittet. Im ersten Teil nahm sich die Band Motive und Grooves von „Bitches Brew“ vor und entwickelte einen gehörigen Drive, wobei dem Keyboarder Benoît Corboz ein paar erstaunliche Ausflüge in den Sound von 1970 gelangen, während der Bassist Marcello Giuliani und der Schlagzeuger Marc Erbetta die dynamische Funk-Rock-Basis lieferten.

Für eine Festivaleröffnung, die früher gern einmal von Legenden wie Charles Lloyd, Archie Shepp oder gar Ornette Cole-

les Davis heute noch zu sagen hat. Truffaz – und darin ist er Davis durchaus ähnlich – hat sich im Laufe seiner Karriere nie festlegen lassen, sondern seine Vorstellung von Elektro Jazz in immer neue Zusammenhänge gestellt, hat mit Drum & Bass, Hip-Hop, elektronischer Musik und Sängern experimentiert.

Wie sein Vorbild lässt sich Erik Truffaz nicht festlegen.

Pathos, Pomade und Pose

Pop Die britische Band Hurts hat in der Stuttgarter Porsche-Arena gastiert. Es war vor allem ein Blick ins Vorgestern. *Von Ulrich Bauer*

Die Anzüge sind dunkel und sitzen eng. Die Haare sind mit viel Pomade sauber geschneitelt. Theo Hutchcraft gibt den Sänger und Adam Anderson den genialen Erfinder am Piano, der auch mal nervös zur Gitarre eilt, um dort ein paar edle Töne anzuschlagen. Die beiden sind die Hurts aus Manchester und könnten in einem Leni-Riefenstahl-Film auftreten. Sind sie nun auf zwanziger, dreißiger oder vierziger Jahre frisiert? Was nun? Macht nichts, irgendwie Vergangenheit halt. Eigentlich wollten sie doch an die achtziger Jahre anschließen, als so etwas auch schon mal modern war. Wir wissen es nicht. „Happiness“ haben sie vor wenig mehr als einem Jahr ihr erstes Album genannt. „Glück“. Und schon haben sie das Glück, mit einem Streichquartett neben sich und einer dreiköpfigen Band der namenlosen Umsetzer hinter sich auf der Bühne der Porsche-Arena zu stehen. Vor dreitausend Besuchern immerhin. Ein Image scheint da funktioniert zu haben.

Einigermaßen wenigstens. Denn es hätten noch ein paar Besucher mehr reingepasst in das multifunktionale Rund, in dem einmal während des Konzerts alle ihre Handys hochhalten sollen, um den Titel „Illuminated“ zu illuminieren. Rührend ist das, wenn dann tausend Lichtlein prangen und das Liedlein erklingt. Doch so originell ist der Vorgang nun auch wieder nicht.

Originell ist auch die Tonkunst der beiden nicht. Sie wollen Musik im Stile der achtziger Jahre schaffen, schon klar. Im Stile von Formationen wie OMD, Tears for Fears oder Ultravox. Alles schon mal da gewesen. Mit ein wenig Ironie und ein paar eigenwilligen Elementen souverän versetzt, hätte etwas daraus werden können. Doch hier regiert das Pathos, die dunkle Rückwärtsgerandtheit. Der Titel „Silver Lining“ eröffnet die konzertante Popdarbietung. So etwas könnte auf der Bühne wenigstens jene Wucht ausstrahlen, die das Album nicht hat. Doch diese Songs sind nur

Der Hype von vor einem Jahr hat sich aufgelöst. Jetzt gibt's Verwelktes.



Erik Truffaz erzählt davon, was Miles Davis ihm zu sagen hat.

Foto: Veranstalter

VIEL PROMINENZ ZWISCHEN OSTERBURKEN UND LADENBURG

Spielorte 87 Veranstaltungen bietet das 13. Enjoy Jazz Festival, das seine Spielorte noch einmal erweitert hat und jetzt zwischen Osterburken und Ladenburg Konzerte präsentiert.

Gäste Im Programm findet sich Prominenz wie Wayne Shorter, Jane Birkin, Dino Saluzzi, Pat

Metheny, Enrico Rava, Steve Coleman und The Bad Plus. Gespannt sein darf man auf das Kate-Bush-Programm von Theo Bleckmann, auf den Auftritt des Led-Zeppelin-Bassisten John Paul Jones mit dem Norweger Helge Sten als Minibus Pimps, auf die Weltpremiere von New Language

mit Jean-Paul Bourelly, Joseph Bowie, Jamaladeen Tacuma und auf Chilly Gonzales.

Finale Das Abschlusskonzert mit Sonny Rollins am 18. November ist bereits ausverkauft. *ukr*

// Das ganze Programm unter
www.enjoyjazz.de

Wohllaute in der Oper

Kunstlied Rund um die Verleihung der Hugo-Wolf-Medaille an Peter Schreyer hat Christiane Iven ihr Können gezeigt. *Von Markus Dippold*

Nicht jeder gute Opernsänger ist auch ein Liedsänger. Es klang wie eine Mahnung, was Brigitte Fassbaender am Sonntagvormittag formulierte, und war ein Umriss dessen, was man in zwei sehr unterschiedlichen Liedmatineen im Stuttgarter Opernhaus hören konnte. Christiane Iven eröffnete in einem grandiosen Konzert am Montag die Reihe der Liedkonzerte, während am Sonntag die Sopranistin Sylvia Schwartz den künstlerischen Part bei der Verleihung der Hugo-Wolf-Medaille an Peter Schreyer übernahm.

Gedacht war Fassbaenders Bonmot eigentlich als Lob für den neuen Opernintendanten Jossi Wieler, immerhin sei das Lied eine Kunstgattung, die es dringend zu fördern gelte. Programmatisch war das kritische Lob Teil der Laudatio, die Fassbaender für ihren langjährigen Bühnenkollegen Peter Schreyer hielt. Dass solch eine Würdigung durchaus große Kunst sein kann, wurde in ihrer eloquenten und von persönlicher Wärme geprägten Rede erkennbar.

Zunächst aber lobte Herbert Müller, der Vorstandsvorsitzende der Hugo-Wolf-Akademie, vor allem das Saisonprogramm. Und Finanzminister Nils Schmid (SPD) beschwor das „starke Kunstland Baden-Württemberg“. Danach nahm man die humorvolle Würdigung Schreyers durch Brigitte Fassbaender dankbar auf. Peter Schreyer sei „auf zwei Gebieten unschlagbar“ gewesen, bei Bach und Mozart, weshalb sie ihn „die personifizierte Wiedergeburt oder wenigstens den Zwillingbrüder Bachs“ nannte. Er sei nicht nur ein Star, sondern eine Instanz geworden, fernab jeglicher Selbstüberschätzung, vielmehr geprägt von Kollegialität, die für „Wohlbefinden auf der Bühne“ gesorgt habe. Und eben das Kunstlied sei es gewesen, um das er sich nicht nur verdient gemacht habe, sondern mit dem er „alle zu Tränen gerührt habe“ – ein großer Opernsänger und ein genialer Liedinterpret sei er eben gewesen.

Eine sehr gute Opernsängerin dürfte ohne Zweifel auch die junge spanische Sopranistin Sylvia Schwartz sein, die kurzfristig in diesem Konzert eingesprungen war.

man zelebriert wurden, mochte das Ganze fast etwas profan erscheinen, aber schließlich trägt das Festival den Untertitel „Festival für Jazz und Anderes“.

Und gerade diese Offenheit im Umgang mit der Tradition in Bezug auf die Gegenwart verkörpert Erik Truffaz exemplarisch. So schlug der Abend einen weiten Bogen von „Bitches Brew“ bis hin zum aktuellen Truffaz-Album „In between“, auf dem der Trompeter mit der Sängerin Sophie Hunger arbeitete. Diese wiederum wurde an diesem Abend von der jungen Anna Aaron vertreten, die zwar stimmlich zu überzeugen wusste, aber noch an ihrer Bühnenpräsenz arbeiten sollte. Insgesamt war es kein künstlerisch glanzvoller Abend, sondern eher ein Blick in den Alltag einer Working Band: unspektakulär, aber grundsollide und auch für Jazzkenner interessant.

Dass ein Festivalprogramm mehr ist als eine exekutierte Abfolge prominenter oder auch nur scheinbar prominenter Leuchtraktoren – diese Einsicht dürfte ein Erfolgsgeheimnis des Enjoy Jazz Festivals sein. Im Programm finden sich Stars, Neuentdeckungen und Geheimtipps, dazu spielen Musiker aus der Region „Jazz und Andere“. Wobei dies „Andere“ sich zwischen den Polen experimenteller Dubstep, klassischer Soul, Weltmusik, Indie-Rock und Renaissancemusik bewegen darf.

Wichtig sei nur, so Festivalleiter Rainer Kern, dass es sich dabei um die qualitativ beste Musik handle, die es gegenwärtig zu hören gebe. Dass dieses Konzept in der Metropolregion Rhein-Neckar seit Jahren aufgeht, dass das Publikum dem Festival mit großem Enthusiasmus begegne, hat sich mittlerweile auch international herumgesprochen. Zu den engagierten Sponsoren aus der Privatwirtschaft und den Förderungen seitens der öffentlichen Hand hat sich seit 2011 auch die Europäische Union gesellt. Das Enjoy Jazz Festival zählt jetzt zu den 13 internationalen Festivals, die seitens des europäischen Kulturprogramms „Kultur 2007 bis 2013“ gefördert werden. Als einziges deutsches Festival und mit der höchsten Punktzahl, die seitens der Bewerber überhaupt zu erzielen war.

Tradition und Gegenwart begegnen sich im Alltag der Arbeitsband.

Ihre stärksten Momente hatte die attraktive Sängerin mit dem angenehmen Timbre in vier Liedern von Richard Strauss, in deren opernhaftem Gestus sie ihre helle, höhensichere Stimme am stärksten zur Geltung bringen konnte. Die sensible Wort-Ton-Gestaltung, die im romantischen Lied nötig ist, ließ sie aber in den vier Werken Franz Schuberts zu Beginn vermissen. Da konnte sich der Liedpianist Wolfram Rieger noch so sehr bemühen und durch viel-farbiges, stets fein gestuftes Spiel betören.

Eine Lehrstunde in Sachen Ausdrucks-kunst konnte man dann 24 Stunden später am selben, diesmal erschreckend schwach besuchten Ort erleben. Christiane Iven, die gefeierte „Freischütz“-Agathe, demonstrierte mit Liedern des zwanzigsten Jahrhunderts, wie man üppigen Wohlklang, Textverständlichkeit und differenziertes Musizieren scheinbar mühelos zusammenbringt. Geradezu erotisch aufgeladen ist ihr Timbre in den „Chansons madécasses“ von Maurice Ravel. Warm klingt ihr Sopran, macht die emotional überbordende Szenerie, die rasch ins radikale Gegenteil kippt, deutlich. Markante Forte-Passagen stellt Iven plötzlich in den Raum, wenn die Schrecken des Kolonialismus den Reiz des Exotismus verdrängen.

Ebenso weit gefächert ist ihre Klangpalette in Ravels Mallarmé-Vertonungen. Mal lässt sie ihren jugendlich-dramatischen Sopran opulent aufblühen, dann nimmt sie ihre Stimme zurück in feinste Piano-Verästelungen und passt sich stets ihren instrumentalen Partnern an. Am eindrucksvollsten gelangen im Verbund mit einem guten Dutzend Mitgliedern des Staatsorchesters vielleicht „Le Marteau sans maître“ von Pierre Boulez und die 15 Miniaturen „Szenen eines Romans“ von György Kurtág. Wie sie blitzschnell zwischen Verzweiflung, Zuneigung und Groteske wechseln kann, ist höchst beeindruckend. Geradezu artistisch führt sie ihre Stimme in diesen höchst anspruchsvollen Kompositionen, die deutlich mehr Zuhörer verdient hätten. Denn manchmal sind gute Opernsänger auch große Liedsänger.